

Die Deutschen und ihr Englisch

Warum kennen Deutsche beim Englischen keine Schlechtsprech-Scham?

Könnte man Deutsche fragen, wie nahe sie sich dem Englischen als Sprache fühlen, dann käme sicherlich heraus, dass es gefühlt ihre zweite Muttersprache sei. Sie sind einmal im Monat in New York. Tatsächlich bewegen sie sich von einem guten Niveau stets weiter weg. In den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg lernten die Leute tatsächlich besser. Denn in ihnen steckte die Demut, von den anderen Europäern wieder akzeptiert werden zu wollen, und gute Fremdsprachenkenntnisse waren der Schlüssel dazu.

Heute sind die Deutschen reflexionsschwach und kommen zu ihrer positiven Selbsteinschätzung nur weil sie glauben, sie seien gut – nicht weil es Anhaltspunkte dafür gäbe. Sie sprechen mit stärkerem Akzent denn je; sie benutzen Vokabeln falsch; sie haben kein Gefühl für die englischen Tempora; sie missverstehen Wörter oder Redewendungen – sie verstehen die charakteristischen Eigenschaften des Englischen überhaupt nicht.

„Ich bestimme, was ich lerne!“

Das Ausgehen von sich selbst hat das Klima in Deutschland schlimm beeinträchtigt. Problem ist, dass alle das, was sie gerade gebrauchen können, in Anspruch nehmen und für Recht halten. Rücksicht, Anpassung, etwas mehr Bereitwilligkeit – gibt es nicht. Beispiel: Jemand sucht einen Parkplatz, sieht eine Stelle mit absolutem Halteverbot, also nix wie rein. Nach dem Motto: Ja, aber ich brauchte gerade einen Parkplatz. Und dann darf man das. Dieses krankhafte von-sich-aus-Gehen heißt beim Sprachenlernen: Ich kann alles ignorieren, was mir beigebracht wird: „Man versteht mich doch!/Die wissen doch, was ich meine!“ Was macht sie da so sicher? Problem ist, wenn man bloß einen Kaffee bestellen will, mag das hinkommen. Aber die meisten Leute wollen ja mit Englisch auch beruflich bestehen können!

Vor Jahren brachte die Post (damals enthielt sie noch den Telefondienst) eine nette Geschichte heraus. Ein Mann rief bei der Auskunft an: Guten Tag, bitte die Firma Eier Franz. – Ja, Moment bitte. Sie, eine Firma Eier Franz gibt es hier nicht. – Was, die Fluglinie kennt doch jedes Kind! – Ach, meinen Sie die Air France? – Sage ich doch die ganze Zeit!

Sprachen lernen ist konservativ – es geht nur zu Fuß

Erschwerend kommt hinzu, dass die Arbeitswelt der Menschen heute vom Computer geprägt ist. Das heißt: wer etwas in Software am Computer kann, erreicht dadurch bei vergleichsweise geringem Aufwande von Arbeit und Mitteln große Ergebnisse. Demgegenüber fällt das Lernen von Sprache naturgemäß ab, so dass ein Computermensch, erst recht, wenn er auch noch halb Asperger ist, keinen Funken Motivation aufbieten kann. Die langwierige Stetigkeit, mit der Fremdsprachen in kleinen Schritten gelernt werden müssen, kommt ihnen völlig konservativ und out vor. Aber Fremdsprachen lernen sich nur so. Ja, ich vermute sogar, dass solche Leute das Sprachlernen für oll, umständlich und entsetzlich langweilig halten. Es passt überhaupt nicht in ihre Erfahrungswelt. Aber das Lernen von Sprache, egal welcher, erfordert immer einen Prozess über die Zeit und die Bereitschaft, sie in die Persönlichkeit zu integrieren, und die eigene Persönlichkeit in das Lernen einzubringen.

Was macht „taste“ wertvoller als „Geschmack“?

Entschuldigend kann man höchstens anführen, dass jede Art von Werbung in Deutschland in idiotischem Grade überanglizisiert ist. Dadurch werden die Leute überschwemmt, glauben tatsächlich aber, sie seien gut. Dabei können sie, wenn eine Limo oder so „relentless“ heißt, das noch nicht einmal richtig aussprechen. Denn sie können ja noch nicht einmal die richtige Aussprache von „executive“

oder „components“ oder „staff“ und „stuff“. Und es kommt noch schlimmer: wenn Deutsche dann einmal meinen, ein englisches Wort verstanden zu haben, dann bauen sie es unkritisch oder geradezu verkehrt ins Deutsche ein. Demnächst also werden wir „trocken gealtertes Rindfleisch“ einkaufen. Wieso? Na, bei Rewe in einem Einkaufszentrum steht groß über der Metzgertheke, weit in die Hallen hinein sichtbar: „Dry aged beef“. Früher konnten wir nach „gut abgehangenem“ Rindfleisch fragen. Da sprechen sie vom handy statt vom mobile phone oder cell phone, vom beamer anstatt vom projector. Das werden sie in ihrer Ignoranzhaltung natürlich wieder mal verteidigen. Aber wie verkehrt es in ihrem Kopf weitergeht, zeigt sich daran, dass sie englische Wörter dann auch noch falsch schreiben. Schon anfangs kam das Wort „password“ in die Computerwelt. Heißt wörtlich „Wort zum Durchgehen“. Wir sagen „Parole“. Verhängnisvoll war, dass die erforderlichen Stellen angedeutet wurden, die Parole musste passen. Und schon wurde das englische Wort falsch ausgesprochen, nämlich mit kurzem statt langem a, und es wurde falsch geschrieben, nämlich mit einem t am Ende. Das sind nicht nur zwei Sprachfehler, sondern es zeigt sich darin auch ein Denkfehler, und das gilt für das ganze Englisch der Deutschen.

Auch für Redewendungen. Die DB stellt sich Yuppies als Kunden vor, versucht, bei Ihnen gut anzukommen und sagt am Ende ihrer viel zu langen Sermonen „Take care!“ Das ist ein Ausdruck unter Freunden oder gut Bekannten, aber nicht in einem anonymisierten Kunde-Anbieter-Verhältnis. Es ist wieder mal typisch: diese Anbiederei steht im Widerspruch dazu, dass die DB auf den elektronischen Hinweistafeln in den Waggonübergängen schreibt: „Please exit on the right side!“ Ja, natürlich möchte ich auf der richtigen Seite aussteigen! Die meinen wahrscheinlich „on the right hand side“ oder „on your right“. Wieso kriegen die das nicht hin? Ein Weltkonzern, der auch in Großbritannien Zuglinien betreibt? Auch nicht nach meinem Brief mit dem Hinweis darauf? Sehen Sie, das ist die seltsame Ignoranz, die ich hier beklage. Woher kommt die bloß?

Leute, es liegt nicht an den Filmen!

Kleinlich? Nein. Denn wenn man mehrere Fremdsprachen kann und nur ins europäische Ausland reist, wird einem schnell klar: In Schweden oder Norwegen sagt ein Lehrer nur ein Mal eine richtige Bedeutung oder Aussprache, und dann wird das beibehalten. Denn der Haupt- und wichtigste und entscheidende Unterschied aller anderen Sprachenlerner ist: Die nehmen die Sprache ernst. Genau das tun Deutsche nicht mehr. Das ist natürlich peinlich im Vergleich. Daher sagen viele meiner Schüler, wenn vom guten Sprachniveau der Skandinavier die Rede ist, stets dieselbe Leier, „Die sehen ja auch englischsprachige Filme im Original!“ Die gibt es dort, ja, aber das spielt nicht die Rolle und ist nicht der Grund; sondern Grund ist, wovor sie selbst sich drücken: eine Sprache und ihr Erlernen ernst und wichtig zu nehmen. Auch Filme muss man erst einmal verstehen, und das würde jemanden, der keine gute Grundlage hat, überfordern.

Wie wäre es, wenn sie sich erst einmal überhaupt mit dem Wesen der englischen Sprache befassen?

1 Wortschatz: Nichts wird weggeworfen

Auf den britischen Inseln lebten nacheinander keltische Völker, Römer, Angel-Sachsen, dänische Wikinger, ehemalige Wikinger (Normannen). Sie brachten jeweils eine andere Sprache ein. Die Besonderheit auf britischem Boden aber ist, dass die heutige Gemeinsprache aus allen diesen Sprachen Wörter beibehalten hat. Andere Nationen haben stets nur ihre Landessprache gehabt, die sich freilich weiterentwickelte. Oder aber ältere Sprachen wurden vollständig aufgegeben. Das ist etwa in den Ländern der Fall, die heute eine „romanische“ Sprache haben – ihre vorrömischen Muttersprachen gibt es nicht mehr.

Im Englischen gibt es noch eine kleine Gruppe akzeptierter keltischer Wörter. Dazu zählt „galore“ (genug), das heute sogar einer Zeitschrift den Namen gab. Mit den Briten teilen wir manche römischen

Wörter wie „stratum“ (street; Straße) oder „tegulum“ (tile; Ziegel) oder „moneta“ (mint; Münze). Im Englischen ist es mit diesen Wörtern aus der römischen Besatzungszeit noch nicht getan: Lateinische Wörter kamen auch noch durch das Altfranzösische der Normannen ins Land und später noch einmal in der Renaissance, als Latein in Mode kam (und Griechisch auch, jedoch in geringerem Maße). So kommt es, dass das Wort „regalis“, königlich, einmal als „royal“ (normannisch) und „regal“ (juristischer Terminus) in der Sprache ist. Daneben kann dann noch als drittes Wort „kingly“ treten. Mit diesem wird ein edles, vornehmes Verhalten einer Königsperson benannt. Das heißt: der Sinnkern „königlich“ ist mit drei gültigen Wörtern in der englischen Sprache vertreten! Weitere Dreiergruppen sind: ask-question-interrogate; fast-firm-secure; rise-mount-ascend; time-age-epoch.

Nur die Normannen gingen fremd

Unter den Germanen – dänische Wikinger einerseits, Angel-Sachsen aus Schleswig-Holstein andererseits – gab es Ähnliches. Ihre Sprachen lagen so dicht beieinander, dass sie einander verstehen konnten. Beide germanischen Dialekte bekamen später eine politische Grenze als Schutz, denn beide Invasoren sprachen sich ab, das Land aufzuteilen, und der Herrschaftsbereich der Dänen (das nordöstliche England) und deren Grenze wurde das „Danelaw“ genannt. Das ist die Gegend, in der es die vielen –by-Orte gibt: Grimsby, Appleby, Rugby, Derby. Ganz so wie auch Rødby Faerge. Ähnlich eindeutig verbreitet ist –thorp(e) so wie Nether Addlethorpe. Nun stellten die blonden Recken fest, dass die einen von „shirt“ sprachen, wo die anderen „skirt“ sagten. Daher ergab sich, dass das eine ein Hemd blieb, während das andere zum Rock wurde. Dann konnte man nicht mehr in der falschen Kleidung herumlaufen.

Umgekehrt gab es Beispiele von verschiedenen Wörtern für gleiche Bedeutungen, woraufhin eines der beiden Wörter eine Spezialbedeutung annahm: „die“ und „starve“ bedeuteten beide zuerst nur „sterben“, dann nahm „starve“ die Bedeutung „verhungern“ an. „lend“ und „borrow“ hießen beide zuerst „leihen“, dann entwickelte sich „lend“ zu „verleihen“ und „borrow“ zu „sich ausleihen“. „Skin“ heißt nach wie vor „Haut“, aber „hide“ entwickelte sich zu „Leder“. „wish“ und „want“ hießen „wünschen, haben wollen“, aber „want“ nahm auch die Bedeutung „brauchen, nötig haben“ an. Das ist nur wieder eine, die viele Lernende unterschätzen und herausselektieren, weil sie ihnen unwichtig vorkommt. Die würden also die Plakate beim Sheriff im Wilden Westen mit „Erwünscht“ übersetzen – nicht mit „Gesucht“.

Manchmal entstanden Doppelungen nicht nur zwischen dem Latein der Römer und dem der französischen Normannen, sondern auch zwischen alten Römern und Renaissance-Latein oder Normannen-Latein und Renaissance-Latein. Daher kommt es zu Doppelungen wie mit dem Wort „digitalis“, fingerartig. So hat das Englische the/to dial“ und für die Computerindustrie auch „digital“ – was also die lateinische Urform stärker beibehalten hat.

Erstaunlich aber ist: Wenn das Englische ein lateinisches oder griechisches Wort benutzt, dann behält es eher dessen antike Bedeutung bei als das Deutsche. Aus dem griechischen „gymnasion“, einer Sportstätte, wurde im deutschen Gymnasium das, was die Griechen nach dem Sport trieben, nämlich Bildung. Im englischen „gym“ treibt man immer noch nur Sport – bloß nicht nackt, so wie die Griechen. „sensation“ ist englisch immer noch das Gefühl, das entsteht, während im Deutschen es zum Auslöser des Gefühls wird. „sympathy“ heißt englisch immer noch „Mitleid“ im Sinne von Teilnahme, während es im Deutschen „positives Gefühl für jemand anderen“ angenommen hat. „comfort“ ist immer noch Trost, nicht das Sofa, auf dem man Trost sucht. „commission“ ist eine Sendung, ein Auftrag, keine Bierkisten für die Party, aus denen man nur das verbrauchte abrechnet. „prospect“ ist immer die Aussicht, nicht das bunte Papier, auf das man schaut. In „profession“ steckt immer noch die Profess, ein Bekenntnis zum Beruf. Das galt zuerst nur für Theologen, dann auch andere Akademiker, und das ist heute immer noch die Anwendung. Nicht jeder Parkwächter oder Würstchengriller ist

„professional“. Das ist so geblieben, weil die anglikanische Kirche keinen Luther hatte, der der alten Kirche diese arrogante, distanzierende Idee zertrümmerte. „Auch die Magd, die den Stall ausfegt, tut einen Gottesdienst“, predigte er einmal, und erklärte, dass jede redliche Tätigkeit verdiene, „Beruf“ oder „Berufung“ genannt zu werden. Darum fand Karl Marx in London auch noch eine „working class“ vor.

Mit einem Wortstamm kommt man im Englischen nicht weit

Manchmal wird geprahlt, wie viele Wörter sich in Shakespeares Werken finden (etwa 30.000). Das ist keine individuelle kreative Leistung Shakespeares, sondern Shakespeare beherrschte den Umgang mit dem riesigen Sprachberg, den die geschichtliche Entwicklung dem Englischen hinterließ.

So also hat sich der eigentümliche Wortschatz des Englischen gebildet: frühere Stufen sind nicht veraltet sondern werden beibehalten. Das heißt, Lernende müssen sich darauf einstellen, ausgiebig Vokabeln lernen und unterscheiden zu müssen! Wörter wie die drei zu „königlich“ etwa sind nicht beliebig austauschbar sondern haben Konnotationen (Zusatzbedeutungen), die man zum richtigen Einsatz des Wortes berücksichtigen muss.

Die Wortwahl ist nicht beliebig

Meine „Academic mother“ wollte wissen, wie die deutschen Studenten es bei Dr. J. gehabt hätten. Ich erzählte, wir hätten die Vorlesungsverzeichnisse verglichen, und er habe gesagt „The German syllabus is more transparent.“ Rhona lachte und korrigierte „clearer“! Ich war verblüfft; denn ich hatte „transparent“ hier als unerlässlich aufgefasst, weil es um Hintergrundinformation ging, nicht nur Verständlichkeit.

Grundsätzlich gilt: mit den Wörtern, die dem (Angel-Sächsischen) entstammen, liegt man immer richtig. Sich in diesem Sprachbereich zu bewegen ist auch von der Etikette her sicherer. Lateinische oder griechische Wörter sind zwar einerseits Teil der englischen Sprache und nicht mehr wirklich ein Fremdwort. Sie werden aber trotzdem als Fremdwort empfunden mit der Gefahr, dass jemand, der sie benutzt, als arrogant empfunden wird oder als jemand, der nicht beachtet, wann man ein fachliches Thema behandeln darf. Hier tritt die zweite Regel ein: lateinische oder griechische (oder andere) Fremdwörter darf man nur in fachlichem Zusammenhang benutzen, und zwar auch nur dann, wenn gesichert ist, dass alle Personen dasselbe Fach teilen.

Das ist auch der Grund, weswegen an deutschen Schulen Latein zum Pflichtfach werden sollte: Eltern reden nur von einer „toten Sprache“ oder lassen es für die ganze romanische Gruppe (italienisch/spanisch/portugiesisch/rumänisch) gelten. Falsch! Je besser und je fachlicher jemand Englisch können will, desto kompetenter muss er sein, und mit Latein fällt das leichter als ohne. Zumal den Lateinern mehrere Wortstämme besser vertraut sind. Jemand ohne Latein hat Mühe, sich Wörter wie current/concurrent/currency/occur zu merken und dann auch noch course dazu. Denn alle stammen vom Wort „currere“, laufen, ab, Lateinschüler aber wissen von den Stammformen her, dass es currō, currere, cucurrī, cursum konjugiert wird.

Erzählt man von der Wasserrechnung, würde man immer von „bill“ sprechen, nicht von „invoice“. Das gebraucht man bei Firmenrechnungen. Es ist stets eine Quelle des Humors im Englischen – Literatur oder Filme – gewesen, dass ein Simpel die verschiedenen Kategorien der Wörter nicht beachtet. Schon Shakespeare nutzte das gerne in seinen Komödien, und bei ihm könnte sein, dass ein solcher Simpel etwa sagt: „und wenn Sie hier bitte Ihre Genitalien (statt Initialen) einsetzen würden“. Oder aber Unterschied zwischen amerikanischem und britischem Englisch wird dazu herangezogen. So etwa fragt der lässige amerikanische Pilot in „Die tollkühnen Männer in ihren fliegenden Kisten“ seinen englischen Konkurrenten nach einem verstellbaren Schraubenschlüssel und gebraucht dazu

das Wort „wrench“, was aber auch „Hure“ bedeutet. Worauf der englische Konkurrent spitz korrigiert: „You mean an adjustable spanner?“ Also: lernen Sie gut die Kategorie-Unterschiede des englischen Vokabulars, dann haben Sie mehr zu lachen.

Das Deutsche kann viel kombinieren. Im Englischen muss man für jeden Inhalt ein eigenes Wort lernen. Hat man im Deutschen „Ziegel“ verstanden, dann kann man ableiten, was wohl ein Dachziegel oder Ziegelstein sein muss. Im Englischen ist nur der Dachziegel tile, der Ziegelstein brick.

Es gibt mindestens zwei Englisches

Der dänische Anglist Otto Jespersen gab ein nettes Beispiel für die (mindestens) zwei Englisches:

“A great crowd came together.” drückt das Gleiche aus wie:

“An enormous multitude assembled.”

Beides Englisch. Das erste rein angelsächsisch, das zweite bis auf das angelsächsische „An“ und die Endung „-ed“ rein lateinisch. Aber bitte: Es ist nicht beliebig, was man wie benutzt! Das gilt umso mehr, als Briten bis heute small talk praktizieren und sich insgesamt eher zurückhaltend und im understatement äußern. Daher müssen Lernende sich selbst ermahnen nicht zu verkennen, dass sich ein Satz wie der erste unscheinbar nur anhört.

Das war auch der Eindruck des gebürtigen Ungarn George Mikes. Er erklärte: Wenn jemand morgens früh oder abends spät noch unter Gepolter die Mülleimer hinaus oder herein stellte, würde ein Nachbar herauskommen und schimpfen. Sagt man dann nur: „Don't bully me!“, dann werde sich das immer so wiederholen. Sagt man stattdessen: „I repudiate your petulant expostulations!“ werde der Nachbar tief beeindruckt von so einer Bildung in Zukunft schweigen, egal wie laut man auch sein mag.

Neulich schickte mir ein Freund einen Aufsatz, den er zusammen mit anderen in einer Fachzeitschrift für Wirtschaftsinformatiker veröffentlicht hatte. Bis auf die unbestimmten und bestimmten Artikel -schieres Latein! Wenn Leute, die Englisch gerne mögen, auf ein Niveau kommen wollen, auf dem sie das beherrschen, dann kostet das ohne Lateinkenntnisse viel Mühe.

Romanen treffen im Englischen viele alte Bekannte

Einer der Gründe, warum das Englische trotz dieses enormen Vokabulars trotzdem Weltsprache wurde, ist, dass es gerade aufgrund des lateinischen und griechischen Anteils mit vielen Völkern einen großen Teil gemein hat – nämlich mit allen Völkern, die eine romanische Sprache sprechen. (Zu den Europäern treten dann etwa auch die Mittel- und Südamerikaner.) Das macht es denen zwar leichter, Englisch zu lernen, aber es ist verhängnisvoll. Denn: wenn die ein ihnen vertrautes Wort erblicken, kriegen sie kein anderes mehr in den Kopf. Das sind dann auch die Wörter, die sie falsch aussprechen, nämlich wie von ihrer eigenen Sprache gewohnt. Die Wörter sehen so heimatlich aus, dass jegliches Kontrollbewusstsein an der Stelle ausgeschaltet wird.

Kommt etwa ein Flachbildschirm geliefert, auf dem englisch „fragile“ (zerbrechlich) steht, dann sehen Franzosen sofort „fražil“, Spanier „frachil“, Italiener „fradžile“ – wirklich! Ich habe das mit Muttersprachlern überprüft: die englische Vokabel „fragile“ kann ohne jede Änderung als Bestandteil der anderen Sprachen ausgelegt werden, und daher ist kein Wunder, dass keiner mehr daran denkt, ein Engländer würde das Wort nie in den Mund nehmen, sondern sagen „breaks easily“. Nun sprechen aber weitaus mehr Nicht-Engländer Englisch als Engländer selbst. Daher belasten sie das heutige Englisch mit den von ihnen geliebten Wörtern, und als Lernbegieriger steht man in besonderem Maße in Gefahr, das von ihnen geprägte unenglische (romanische) Englisch für Norm zu halten. Ja, ich weiß, es war einmal die Rede davon, dass die Grammatik des Englischen heute von der Welt bestimmt

werde, nicht mehr nur von dem feuchten Mutterländchen Großbritannien. Aber dabei wurde unterschätzt, das es so viele feine Nuancen der Grammatik gibt, die für das Verstehen wichtig sind, die bei jenem Beliebigeitsenglisch verloren gehen. Grammatik ist nicht nur Present perfect. Heute hört man von jener Globalisierung des Englischen nichts mehr. Man braucht die Vollständigkeit der Grammatik, wie sie sich nur in einer Muttersprache findet, nicht in synthetischen Sprachvarianten.

Je weniger sie können, desto mehr übertragen sie unverstanden

Das richtige Wort auszuwählen fällt Englischlernern besonders schwer. Sie picken sich einfach aus, was ihnen zusagt. Da merkt der Chef auf seinen Auslandsbesuchen, dass Engländer von Konzernen als „group“ sprechen. Mit seinem Minimalenglisch ist er begeistert, endlich einmal ein Wort zu verstehen und stolz spricht er jetzt nur noch von „Gruppe“. Moment mal, das Wort ist im Wirtschaftskontext ein Terminus und nicht mehr das Wort für Gruppe! Warum also nicht „Konzern“? Aber nein, auf allen Lkw der Firma prangt seitdem die stolze Ansage: „XYZ GmbH. Ein Mitglied der Bergmeister-Gruppe“. Blödsinn. Mehrere Firmen können eine Kooperation vereinbaren und sind dann eine Gruppe. Aber ein Konzern setzt die Beherrschung von Tochterfirmen durch eine Mutterfirma voraus, und das ist ein Konzern, keine Gruppe.

Das geht noch weiter, nämlich bis in die Grammatik. Im Englischen heißt es bei Zeiträumen „She went to Australia for another year.“ Im Deutschen hingegen hat schon immer der Akkusativ gereicht, nämlich „Sie ging ein weiteres Jahr nach Australien.“ und nicht: „für ein weiteres Jahr“. Was soll das? Warum mehr Silben? Sparen Sie es sich!

Seit alle mit Computern zu tun haben, hat sich das Wort „Netzwerk“ in die deutsche Sprache geschlichen. Im Englischen braucht man ein Wort „networks“, weil das Wort „net“ alleine auch „netto“ heißen kann (außer „Netz“). Im Deutschen aber ist ein Netz ein Netz, daher können wir den -werk-Zipfel wieder sparen.

Eine Firma, die Passagiere fliegt, heißt Englisch „airline“. Gedankenlos schrieb in einer großen süddeutschen Zeitung jemand im Reiseteil, zu Reiseziel XY flöge die Luftlinie Z. Ich schrieb der Redaktion, Luftlinie bezeichne eine Art der Entfernung, bei uns hieße die Transportfirma Fluglinie oder Fluggesellschaft. Ein unterwürfiges Entschuldigungsschreiben kam zurück. In der Folgewoche schrieb so ein Pressehansel wieder von einer Luftlinie nach Madeira oder so. Macht es den Leuten nichts aus, wenn sie sich Lesern als gedankenlose Schreiberlinge präsentieren?

Englisch heißt ein Willkommensgruß „Welcome to Oxford/our company/the Miller family!“ Prompt kommt bei vielen heraus „Willkommen zu Stuttgart/zu unserer Firma/zur Familie Häberle!“ statt „Willkommen in Stuttgart/in unserer Firma/bei der Familie Häberle!“ Derlei Kotaus vor dem Englischen sind deswegen so dümmlich, weil sie zunehmen, während die wirkliche Sprachkompetenz in großer Breite immer geringer wird.

2 Kasus: „Ich will doch kein Latein machen!“

So klagen Schüler, sobald sie merken, dass das Deutsche vier Kasus hat. Englischsprachige haben eine Aversion gegen Kasus.

Was Ausländern das Lernen des Deutschen schwer macht, sind die Kasus mit ihren leider nie eindeutigen Endungen. „Die beiden Fahrerinnen zeigten den Polizisten ihre frisch erworbenen Führerscheine neuen Formats.“ Dann aber: „Beide Fahrerinnen zeigten den Polizisten frisch erworbene Führerscheine im neuen Format.“ Auch hier gab Anglist Jespersen ein eindrückliches Beispiel: Sagt ein Deutschsprachiger „Alle die wilden Tiere, die da leben, ...“ so tragen nicht weniger als 6 der Wörter die Kategorie „Plural“. Sagt ein Englischsprachiger „All the wild animals that live there ...“ so trägt bei ihm nur das Wort „animals“ die Kategorie „Plural“.

They are here. – Are they here?

Only I kissed Joan. – I kissed only Joan.

Naturally, I got up. – I got up naturally.

Show me the last three pages! – Show me the three last pages!

The man with the dog saw me. – The man saw me with the dog.

3 Tempora: Es geht nicht nur um „Zeiten“

Das Deutsche hat nur sechs bescheidene Tempora. Weil das so schwer ist, verzichtet man weitgehend auf die beiden Futurformen, und um eine Unterscheidung von Perfekt und Imperfekt bemüht man sich nicht weiter. Kein Wunder, dass Deutschsprachige mit den über 30 Tempora des Englischen und den allein schon acht Futura ihre Mühe haben. Hier würden mehr Bereitwilligkeit und Eifer helfen. Diese Tempora sind aber nicht aus Gehässigkeit von Lehrenden erfunden worden, noch sind sie Schikane der Englischsprechenden selbst. Sondern ein Tempus ist eine Kategorie, mit der ein besonderer Sinn ausgedrückt wird.

Was die meisten gerade noch verstehen ist beispielweise:

I am running along the river. (tut die Person in diesem Augenblick)

I run along the river. (tut die Person regelmäßig)

Aber die anderen sind doch auch nicht so schwer:

I have been to America twice. (es geht nur darum, dass das vorkam, und die Person jetzt Amerika kenner ist)

I was in America last July. (jetzt geht es um das eine konkrete Mal)

Aber auch die Bundesbahn-Zentrale könnte allen, die im Zug das Mikrofon ergreifen, beibringen zu sagen

Ladies and gentlemen, in a few minutes we shall be arriving at Münster main station. (Doch, es wird in Future continuous gesagt! Ich habe auf dem ganzen Wege nach Canterbury darauf geachtet!).
Sonst sollen sie doch sagen:

Ladies and gentlemen, our next stop in a few minutes: Münster main station. Ganz ohne Verb, geht auch. Bloß, das kriegen sie ja auch nicht hin, sondern was man hört ist:

Ladies and gentlemen, in a few minutes we will-ikbäöljkbölj-ing Münster main station. (Stöhn!)

Das Richtige vom Englischen lernen

Es wäre viel mehr angebracht, wenn Deutschsprechende sich die Tempora-Präzision des Englischen zum Vorbilde nähmen und dem Deutschen auch einmal Genauigkeit beibrächten. Etwa, indem sie, was eine Vorvergangenheit ist, das auch mithilfe des Plusquamperfekts auf einfache Weise ausdrücken.

Heute schreiben sogar viele:

Er konnte noch nicht recht Klavier spielen, weil er hat so lange am Auto geschraubt. Perfekt statt:

Er konnte noch nicht recht Klavier spielen, da er lange am Auto geschraubt hatte. (Plusquamperfekt)

Auch drängt sich das umständliche Perfekt immer mehr in die Schriftsprache

Sie hat ihm, noch ehe er ganz ins Zimmer gekommen war und die Tasche abgestellt hatte, gesagt, er müsse an ihrer Stelle einkaufen fahren. Statt:

Sie sagte ihm, noch ehe er ganz ins Zimmer gekommen war und die Tasche abgestellt hatte, er müsse an ihrer Stelle einkaufen fahren.

In englische Tempora muss man sich einfühlen

Es kann doch wohl nicht so schwer sein, das Perfekt auf das Gespräch zu beschränken und im Geschriebenen das Imperfekt zu nehmen, oder? Das ist die Hauptregel. Das deutsche Perfekt, das so wie im obigen Beispiel weeeeeeeeeit auseinandergezogen werden kann, bringt auch Dolmetscher stets zur Weißglut, denn sie müssen ahnen, was denn wohl nach dem „Sie hat ihm“ für ein Vollverb folgen wird. Ist also ein Erfolgstipp: Wenn Sie gut übersetzt oder von ihren internationalen Kollegen besser verstanden werden wollen, benutzen sie nur Imperfekt für die Vergangenheit! Ändern Sie ihr Manuskript! Sonst laufen Sie Gefahr, dass ihr Dolmetscher etwas erfindet, was passen könnte, aber das ist dann vielleicht nicht wirklich Ihres.

Wenn Sie die englischen Tempora sicherer beherrschen möchten, versuchen Sie es mit einer Haltungsänderung! Lassen Sie nicht Abwehrgefühle in Ihnen hochkommen, sondern versuchen Sie, in dem vom Englischen bereitgestellten System zu schwelgen und den Sinn der Tempora für sich persönlich in Anspruch zu nehmen! Das macht etwas aus!

4 Aussprache: Die Fett ist nicht die Fed

Fangen wir mit dem Übersichtlichen an. Das ist, dass das Deutsche vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen das Phänomen der Auslautverhärtung durchgemacht hat. Meines Wissens ist es damit die einzige europäische Sprache. Das bedeutet: am Ende eines Wortes wird kein b, d oder g gesprochen sondern p, t und k. Wie? Was ist denn mit Feld, Wald, Süd, Trug, Lob? Nix da. Gesprochen wird Felt, Walt, Süt, Truk, Lop. Wald reimt sich auf Halt. Dass es anders aussieht, liegt nur daran, dass die Rechtschreibstrategen überlegten, man wolle eine Wortfamilie in der Rechtschreibung zusammenhalten – also Wald, Wälder – denn es verstehe sich von selbst, dass b,d,g am Wortende wie p,t,k gesprochen würden. Im Mittelhochdeutschen wählte man die phonetische Schreibweise, also walt, welder; velt, velder.

So. In anderen Sprachen Europas gilt das nicht. Heißt: hier muss man also b, d, g sprechen, aber viele sehen darin wieder etwas Belangloses, das sie ignorieren dürfen. Sie meinen zwar, sie sprächen von ihrem Hund (dog), der Engländer aber denkt, er rede vom Hafenbecken (dock). Sie meinen zwar, sie hätten vom Taxi, cab, gesprochen, aber Englischsprachige fragen sich, wieso ihnen ihre Kappe, cap, so wichtig sei. In Fachsprache: der Unterschied zwischen harten und weichen Endkonsonanten ist *bedeutungsunterscheidend*. Deutsche sprechen ant (Ameise?) statt and, hant statt hand, roat statt road, fielt statt field, rack statt rag, roppt statt robbed. Das erschwert eh schon die Verständlichkeit. Es ist aber peinlich, wenn sogar die ARD-Korrespondenten in ihren Wirtschaftsberichten von der „Fett“ statt von der „Fed“ sprechen. Kein anderer Ausländer tut das dem Englischen an. Aber noch peinlicher wird es, weil Deutsche Witze machen, deren Pointe darin besteht, dass man diesen wichtigen Lautunterschied nicht beachtet. So malte ein Karikaturist ein gekochtes Ei im Becher und unterschrieb das mit „Eipott“. Ha, wie lustig. Sollte natürlich auf iPod anspielen. Funktioniert aber nicht. Auch nicht bei den Richtern, die ihm das aus Markenschutzrechten (!) verboten! Oder: (natürlich Bild-Zeitung) „Treffen sich ein Brett und ein Stein. Sagt der Stein zum Brett: Ich bin ein Stein! Darauf das Brett: Wenn du Einstein bist, bin ich Brett Pitt!“ Haha, haha. Besonders verräterisch ist, dass auch der

ash-Laut von Brad verloren geht. Ein anderer Karikaturist: eine Hausecke, links ein Mann vor seiner „Eck-Kneipe“, rechts vor der Tür ein Hase mit seinem „Egg-shop“.

Lieber A als Ä

Dann zum ash-Laut. Nach dem Wort für die Esche wird er genannt. Das ist ein Vokal, der im Deutschen nicht vorkommt, im Englischen aber ständig. Denn der Buchstabe a wird meistens so gesprochen. Zu der Aussprache dieses Lautes bewegt sich die Zunge auf eine Höhe zwischen dem deutschen A und Ä. Schafft man diese Zwischenstellung nicht, ist es richtiger, solche Wörter mit A auszusprechen. Das tun manche britischen Dialekte ohnehin, etwa das Schottische. Also cAsh“ wird besser verstanden als „cesh“. Und bei so etwas ist das doch wichtig. Sonst kriegen Sie kein Bargeld! Manche Touristen wollen einer Aufsichtsperson in einer englischen Kirche erklären, sie hätten den Kamera- blitz abgestellt, und denken, sie hätten von „flash“ gesprochen. Aber die Aufsichtsperson ist irritiert, denn sie hatte doch gar nicht vor, Fleisch zu servieren, schon gar kein lebendiges. Denn „flesh“ sprechen viele das Wort aus.

Wörter haben mehrere Aussprachen

Nun zum Schwierigsten. Das sind die „strong and weak forms“. Das ist etwas, das dem Englischen eigentümlich ist und so bei keiner anderen europäischen Sprache vorkommt. Es bedeutet, dass ein und dasselbe Wort zwei oder noch mehr Aussprachen haben kann, eben eine volle/starke (strong) und eine verkürzte/schwache (weak). Beispielsweise das Wort „and“. So wird es nur selten benötigt. Viel häufiger ist es nur ein „nd“ oder gar nur „n“. „Would“ und „had“ erscheinen oft nur als „d“. Entscheidend ist, ob das Wort innerhalb eines Satzes an einer betonten oder unbetonten Stelle ist. Das erste Wort eines Satzes ist immer betont.

So etwa fragt der Sachse richtig:

Can you tell me the way to Piccadilly Circus? Und man hört ein volles „can“ darin.

Die Beatles haben einen Song mit dem Titel „We can work it out“. Was man sie aber singen hört, ist

We cn work it out

Denn das „can“ steht nicht mehr an der ersten sondern an einer unbetonten Stelle. Das Tragische ist, dass alle Welt denkt, dass sei dann schlechtes Englisch oder Umgangssprache oder Slang oder nachlässige Aussprache oder sonst was. Umso mehr, als man das beim „Rock `n Roll“ sieht, also dem Stil, den Liverpools Bands in Hamburger Kaschemmen spielen. Nein, falsch! Dieser Wechsel gehört zum System und Standard des Englischen! Auch die Queen würde „We cn work it out“ sprechen. Hinter dem, was man an der Aussprache selbst hört, wenn man sich Mühe gibt, steckt eine Charakteristikum des Englischen als einer Sprache, in der die betonten Silben den Rhythmus ergeben, nicht die Anzahl der Silben. Die Fachleute nennen diesen Unterschied „stress-timed“ (Englisch) und „syllable-timed“ (alle anderen Sprachen). Der Unterschied fällt bei slawischen Sprechern besonders auf. Ihr Englisch bekommt leicht etwas monoton Ratterndes.

Deutsches Englisch klingt wie angebrüllt

Ja, es ist schwierig, dass das Englische die Grundregel hat: die volle Form wird geschrieben, aber auch wenn sie wo geschrieben steht, spricht man die Form mit Anpassungen. Das ist also anders als im Französischen. „Ich“ heißt „je“. Folgt ein Wort mit Vokal, wird es verkürzt zu beispielsweise „J'ai“, und das Französische schreibt es auch so. Englisch würde „Je ai“ geschrieben, und man muss wissen, dass es trotzdem nur „j'ai“ gesprochen wird. Man sieht also einen Satz wie:

What are you going to do?

und alle denken, man müsse sprechen: What are you going to do? (dictation speech). Muss man aber nicht. Sondern es heißt:

Watchegndo? (slurred speech)

Das ist kein schlechtes Englisch, ich betone es! Dahinter steckt die Gewohnheit, dass Sprecher anderer Sprachen die Betonung dreiteilig empfinden würden, denn sie gehen der Silbenzahl nach

What - - going - do? (dreimal klatschen)

Englisch aber hat der Satz nur zwei Gipfel, nämlich

What - - - do? (zweimal klatschen)

What do? Dann weiß man, was die andere Person fragt, und den Kram dazwischen kann man vernachlässigen.

Ich kann mir gut vorstellen, dass viele irritiert sind, diese Aussprachwechsel seien korrekt und gehörten zum System. Ich konnte es anfangs selber kaum glauben. Dann ergab sich eine tolle Gelegenheit, es zu prüfen. Ich war mit anderen Studenten der Mountaineering Society in den schottischen Highlands unterwegs. Zwei, die weiter vor mir waren, schauten auf die Karte und gingen dann in anderer Richtung weiter. Jetzt wollte ich es wissen und rief über etwa 10 Meter hinweg: „Whatchegndo?“ und wahrhaftig, ich bekam eine ordentliche Antwort!

Wenn nun jemand das nicht kennt oder beachtet, hat das zweierlei Auswirkungen. Erstens, in englischen Ohren klingt diese Überaussprache wie aggressiv. Stellen Sie sich vor, deutsch würde ein Elter ein Kind schimpfen: „Ich habe dir doch schon zehn Mal gesagt, ...“. Dann würde jede Silbe aggressiv herausgeschossen wie aus einer Haubitze, und so klingt Ausländerenglisch in den Ohren von englischen Muttersprachlern.

Eine der erfolgreichsten Werbungen in England war die für ein bayerisches Bier, in der dieser deutsche Akzent nachgemacht wurde, also die Deutschen sich selbst veräppelten (eine überaus erfolgreiche Humorwirkung in England). Man sah nur ein volles Glas Bier und drunter stand:

You heff ze zirst, we heff ze lager.

Das war exzellent getroffen. Richtig würde gesprochen: You've the thirst, we've the lager – nicht: you have the thirst.

Man versteht nur, was man auch sprechen kann

Zweitens: wer diese Feinheiten nicht selber zu sprechen lernt, kann Muttersprachler nicht verstehen, wenn sie sie benutzen. Es ist unvorsichtig zu meinen, man selber könne „What are you going to do?“ sagen und würde schon erkennen, wenn Tommies „Whatchegndo“ sagen. Weit gefehlt. Kann man nicht. Aber daher kommen die Fehlurteile über das Nichtverstehen von Muttersprachlern zustande. Früher fuhren Generationen von Schulklassen nach London (heute fliegen sie - trotz aller Aufregung um die Umwelt). Kamen sie zurück, fragten Eltern und Großeltern: „Und, wie kamst du mit deinem Englisch zurecht?“ Prompt schallte es zurück: „Gar nicht, die sprechen ein ganz anderes Englisch.“ Wieder falsch. Das angebotene Schulenglisch ist in Ordnung, ja, es wird sogar in unnötigem Maße immer idiomatischer. Es lag nur am Verkennen der Aussprache mit den strong & weak forms, die sie nicht erkennen ließ, dass Muttersprachler ihnen gegenüber eigentlich einfache Wörter benutzten, die sie durchaus hätten verstehen können. Muttersprachler schlugen beispielsweise vor: „We'd thought we'd go to a Chinese restaurant.“ Außer „Chinese“ versteht dann niemand etwas. Denn sie stellen sich vor, sie hätten hören müssen „We had thought we would go ...“ Verzweifelt flehen Aus-

länder also: „more slowly, please“, aber Engländer denken: Wieso, ich habe doch langsam gesprochen, was wollen die denn? Ihnen ist nicht klar, wie sie für Nichtengländer hätten „langsam“ sprechen müssen. Selbst lernen sie ja auch nie eine Fremdsprache und können daher nicht ermessen, was am Englischen schwierig ist.

Auch lange Wörter werden gestutzt

Was für ein Wort im Satz gilt, gilt auch für zusammengesetzte Wörter. So etwa wird „man“ (Mann) mit dem ash-Laut gesprochen. Aber in einer Verbindung wie „workman“ spricht es sich nur „workmñ“. „land“ wird mit dem ash-Laut gesprochen. Aber in einer Verbindung wie „Scotland“ wird es nur „Scotlnd“ gesprochen. Gutwillige Lernende, die in ihrem Eifer „Scotländ“ sprechen, erwecken auf Englischsprechende den Eindruck, sie hielten sie für doof (kann man wörtlich verstehen – denn es ist niederdeutsch für „taub“).

Was für ganze Sätze gilt, gilt auch für lange Wörter. Deutsche und Franzosen meinen, das Wort müsse „cómfortáble“ ausgesprochen werden. Bei manchen klingt es sogar so, als ob sie von einem Tisch sprächen. Tatsächlich ist es im Englischen einsilbig und heißt nur „kamftbl“. Deutsche und Franzosen meinen, das Wort müsse „sécetáry“ oder der Monat „Fébruáry“ oder das Labor „labóratóry“ heißen. Daher sind sie verblüfft, wenn sie merken, Engländer sprechen das nur „secretry“ oder „Febry“ oder „laboratry“ aus. Je nach Erfahrung protestieren sie vielleicht: „Aber ich hatte neulich Amerikaner gehört, die „secretary“ sagten.“ Mag sein, ist aber nur ein typischer Laienhinweis. Denn sie verkennen, Amerikanisch ist nicht nur „-ary“ auszusprechen, sondern dazu gehören viele Eigenschaften – eben ein ganzes muttersprachliches System, und innerhalb dessen ist das in Ordnung. Aber man kann sich nicht etwas herauspicken, was einem gerade zusagt und weil man nicht abschätzen kann, wie sich ein Phänomen zum ganzen System verhält.

So etwas wie diesen Betonungsunterschied hört der Laie, macht sich aber nicht klar, dass in der Sprache jede Änderung Folgeänderungen nach sich ziehen muss. Nehmen wir die Shti's aus Nordfrankreich. Die sprechen den Bus „Busch“ aus. Dadurch kann es Verwechslungen mit der Pflanze Busch geben. Dann rationalisiert die Sprache das, und in Folge fällt das Wort Busch für Pflanze weg, und man nimmt stattdessen Strauch. Sprachen sind keine Supermärkte, in denen man sich das wählen kann, was einem gerade recht ist, sondern Sprachen sind eher wie aufgestellte Dominosteine – eine Änderung zieht weitere Anpassungen nach sich, und das heißt für Lernende: Nicht ein Detail isoliert einbauen sondern auf Stimmigkeit innerhalb einer Nationalversion achten.

Was tatsächlich erschwerend hinzu kommen kann, ist ein anderer Wesenszug des Englischen, nämlich die Wortbindung. Genau wie im Französischen werden alle Wörter miteinander verbunden gesprochen. Also etwa „anarm“, wo wir sagen „Ein Arm“. Probieren Sie „EinArm“! Im Englischen ohne Wortbindung zu sprechen trägt zum aggressiven Eindruck dessen bei, was man sagt. Der Bindungswunsch ist so stark, dass früher manche Leute ein „r“ sprachen, wo keines steht, nur damit man zwei Wörter aneinander fügen kann. Berühmtes Beispiel ist „India Office“, was manche Leute „IndiarOffice“ sprachen. Eine Zeit lang galt das als chic, heute wird es von Linguisten kritisiert.

5 Das deutsche Kleinvieh: „Sind Sie vielleicht schon einmal ...?“

Das heutige Deutsche hat eine weitere Eigenheit, die Deutschsprachigen nicht bewusst ist, die Ausländern aber viel Mühe macht. Das ist die Unzahl von kleinen Füllwörtern wie doch, auch, vielleicht, einmal, mal, aber (nicht die Konjunktion), wohl, eh, und das bei Bahnbediensteten immer beliebter werdende „dann“. Die Ansagen in der Bahn sind völlig verdannt: „MDuH, wir erreichen dann in wenigen Minuten Deppendorf-Süd. – MDuH, wir kommen dann auf Gleis 7 an.“ Wieso „dann“? Im Ver-

hältnis zum Englischen geht das einfach: Alle diese Wörter streichen! Umgekehrt, wenn Englischsprachige ins Deutsche übersetzen, müssen sie wissen, dass sie solche Wörter einfügen dürfen, auch wenn sie im englischen Original nicht standen.

Eine schottische Bekannte studierte Deutsch und hatte auch länger in Kornwestheim gelebt und guten Kontakt zu ihrer Wirtin gehabt. Daher war sie mit dem Deutschen bestens vertraut. Sie erzählte, sie habe einmal in einem Kiosk in Edinburgh gearbeitet. Kam eine junge Kundin, die so gut Englisch sprach, dass man nicht hörte, woher sie wohl sein mochte. Dann fragte diese: „Can you perhaps tell me where I?“ An diesem „perhaps“, das im Englischen nicht dahin gehört, erkannte sie sofort, dass die junge Frau eine Deutsche sein musste. Sie hatte den deutschen höflichen Satz „Könnten sie mir vielleicht sagen, ...“ wörtlich übersetzt und hatte nicht so viel Englisch gelernt, dass sie wüsste, das Wort ist fehl am Platze.

Kleine Wörter verdienen mehr Aufmerksamkeit im Deutschunterricht

Die Wörter sind ohnehin schon schwer zu definieren, wiewohl sie durchaus eine Stimmungsnuance ausdrücken. Allerdings breitet sich in Deutschland eine wahre Kleinwörter-Inflation aus, und das auch noch mit mehreren solcher Wörtchen auf einmal! Dennoch ist ihr echter und richtiger Gebrauch schwer zu vermitteln. Denn richtig können Sätze mit oder ohne solche Wörter sein.

1 Waren Sie in Irland?

2 Waren Sie vielleicht schon einmal in Irland?

Satz 1 wäre denkbar, wenn etwa eine Abholperson am Flughafen ist, sieht, dass eine Maschine aus Dublin gelandet ist, und herauskommende Passagiere erzählen ihren Abholern etwas, das andeutet, sie waren in Irland und kamen mit dieser Maschine. Da kommt plötzlich ein unerwarteter Bekannter durch die Tür, unsere Abholperson kombiniert das mit ihren Eindrücken und fragt erstaunt „Waren Sie in Irland?“

Abends auf einer Party, man unterhält sich über dies und jenes und hätte ein Interesse zu erfahren, ob Partygast X schon einmal in Irland war, so dass man darüber sprechen könnte. Zu dieser Einstiegsvoraussetzung würde man fragen: „Waren Sie vielleicht schon einmal in Irland?“ (oder im Lieblingstempus der Deutschen: Sind sie vielleicht schon einmal in Irland gewesen?). Im Englischen heißt es einfach „Have you been to Ireland?“ und nix mit „perhaps“ und „already“. Einfach Present perfect. Das trägt denselben Ton wie die deutsche Frage mit den drei Füllselwörtern.

Hier schließt sich der Kreis mit den Tempora: Es ist auch eine Funktion der englischen Tempora, solche Stimmungs- oder Situationsnuancen auszudrücken, so wie wir das mit den vielleichts/ wohlsehs/auchsdanns etc. ausdrücken.

6 Satzmelodie: Können Kölner besser Englisch?

Zum Englischen gehört, dass die Satzmelodie viel stärker ausgeprägt ist als in vielen anderen Sprachen, besonders aber im Deutschen und in den slawischen Sprachen. Die Amplitude der Tonhöhen ist bei Frauen noch ausgeprägter als bei Männern. Englischlernende sollten sich darauf einstellen, auch die Kommunikation, die durch die Satzmelodie erreicht wird, zu lernen. Dazu sind Spielfilme ein gutes Mittel.

Einfaches Beispiel: Allein durch die Intonation kann man „excuse me“ unterscheiden entweder in eine Bitte um Entschuldigung z.B. nach einem Anrempler, einen Anruf (Hallo, Sie da!) oder eine Bitte um Wiederholung dessen, was man nicht hören konnte.

6 Was tun? Wie macht man es besser?

Ihr Hören und Sprechen können Sie trainieren, indem Sie regelmäßig einen englischsprachigen Sender im Fernsehen anschauen. Regelmäßig. Das heißt: suchen Sie sich eine Tageszeit aus, in der Sie gesichert jeden Tag ungestört mindestens 10-15 Minuten schauen können. Halten Sie das bei, egal, wieviel Sie anfangs verstehen. Unbeirrt dran bleiben! Sie werden erstaunt sein, wie Ihr Hörverstehen zunimmt! Schauen Sie gerade das, was Sie schon aus deutschen Nachrichten oder so kennen. Sie brauchen nicht gleich auf Neues zu zielen, denn es kommt uns ja auf das Wie in der Fremdsprache an. Die Neuigkeit ist dabei kein Faktor von Bedeutung.

Filme von DVD anzuschauen wäre auch gut. Nur kann man das nicht so generell empfehlen, weil das, was im Untertitel steht, sich vom tatsächlich Gesprochenen erheblich unterscheiden kann. Dann nützt das zum Lernen nicht so viel.

Lesen Sie gerne? Das hilft Ihnen, im Englischen heimischer zu werden und ist deswegen empfehlenswert, wenngleich Fähigkeiten wie Hören und Sprechen dadurch nicht direkt gefördert werden. Vier Autorinnen und Autoren kann ich aus Sprachlernaspekten besonders empfehlen. Arthur Conan Doyle schreibt seine Sherlock Holmes Krimis in verblüffend einfachem und klarem Englisch. Er ist ein Beispiel für Schopenhauers Urteil zu gutem Stil: Man gebrauche gewöhnliche Wörter und sage ungewöhnliche Dinge. Auf andere Weise einfach schreibt J.R.R. Tolkien. Sein Englisch ist durch seinen Beruf als Professor für Germanistik geprägt und ist in wunderschöner Weise angelsächsisch. Auch George Orwell schreibt einfach – Literaturgrößen schreiben eigentlich immer einfach – nur ist sein Vokabular umfangreicher. Er ist etwas für Sprecher ab B2-Niveau. Einen erfreulichen Zuwachs bekam der englische gute Stil in jüngster Zeit durch J.K. Rowling. Ich war erleichtert, als ich las, dass sie den Kindern und Jugendlichen ein so sauberes, qualifiziertes Englisch bietet. Das macht sie wichtiger als sämtliche Englischlehrer Großbritanniens.

Wenn Sie gerne einen Kurs aufwenden möchten oder Geld für Privatstunden haben, wählen Sie Aussprachetraining. Das kommt einem so vor, als übe man dann nur ein Randphänomen. Laien denken immer, es käme auf das Vokabular an, das sei das Wichtigste. Tatsächlich aber, wenn man an der Aussprache samt strong&weak forms und Intonation arbeitet, wirkt das viel weiter reichend und nachhaltiger, als es erst scheinen mag, und es ist ein wahrer Schlüssel zu mehr Kompetenz insgesamt.

Eine Methode empfehle ich ganz besonders, gleichviel, ob Sie in einem Kurs, während des Urlaubs oder im Selbststudium lernen: Wenn Ihnen etwas an der Sprache begegnet, das Ihnen Mühe macht, das Sie nervt oder das Sie nicht einsehen, legen Sie sich ein kleines Heft an. Schreiben Sie darin Beispiele auf, wie Sie das grammatische oder Vokabelphänomen ganz persönlich auf sich anwenden. Etwa Present perfect. Es ist in Ordnung, wenn Sie im Unterricht ein Allerweltsbeispiel bilden wie: „Susy, please give the dog some water! – Oh, I have already given it water, daddy!“ Überlegen Sie dann, wie die Regel auf Ihre Situation zutrifft, und dann könnte etwa herauskommen: „Mr. Horner, please send me the list of your customer contacts last week! – Oh, I have already sent them to you, Mrs. Reid. Have they landed in your spam filter?“ Mit solchen persönlichen Beispielen verankern Sie das zu Lernende viel tiefer und nachhaltiger in sich als wenn Sie nur mit allgemeinen Beispielen lernen. Sobald Sie sich ein Phänomen auf diese Weise vertraut gemacht haben, werden Sie merken, wie Sie förmlich darauf warten, endlich einmal das Neue einsetzen zu können, und wieviel Freude es Ihnen macht, es wiederzuerkennen.

Andererseits gilt: Von einer Fremdsprache wenig, aber korrekt zu sprechen, ist keine Schande. Doch wenn jemand auf wer weiß was für Gebieten schwadroniert, tolle einzelne Ausdrücke einbaut (aber an der falschen Stelle) und eigentlich nicht genug Fremdsprache dafür kann, der macht anderen Mühe und erreicht nichts. Meine Studierenden sollten am Ende des ersten Semesters Telefonate üben simulieren. Darin kam es in einem Beispiel zur Terminvereinbarung. Er wollte einen Termin am Donnerstag als ungeeignet bezeichnen und den Grund dafür angeben (was unter Firmenpartnern

durchaus sinnvoll ist, weil es den guten Kontakt unterstreicht). Hätte er gesagt: „My daughter has had a baby!“ so wäre das klar gewesen. Tatsächlich aber sagte er: „My daughter became a kid!“ Seine Tochter wurde zu einem Kitz? Muttersprachler stünden vor einem Rätsel. Also ein guter Rat an Fremdsprachenlernende: Keine Scheu, einfach zu bleiben! Greifen Sie nicht zum Entlegenen, ehe Sie sich wirklich sicher sind, was Wörter oder Ausdrücke bedeuten.

A. Martin Steffe, Hamburg, im März 2020